



Horst Schreiber

# Endzeit

Krieg und Alltag  
in Tirol 1945



Michael Wagner  
Verlag

erinnern.at

ausschließlich negativ, selbst bei ihrem Abzug hätten sie ihre Diebereien nicht lassen können: »Jeder trug eine Armbanduhr, wenn nicht gar zwei. Angekommen sind sie ohne Uhren«. Mutschlechner war hoffnungsfroh gestimmt, weil französischen Alpenjäger sie ablösten. Ihnen eilte der Ruf voraus, anständig zu sein. Mutschlechner vermutete dies schon allein deshalb, weil einige der Soldaten aus dem Elsass stammten und Deutsch sprechen konnten.<sup>245</sup> Allerdings hatte sie sich zu früh gefreut, Übergriffe gegen Personen und Sachen gingen noch eine geraume Zeit weiter, bis sich die Disziplin besserte, die Zahl der Soldaten beträchtlich abnahm und das Zusammenleben sich allmählich normalisierte.

## Sexuelle Gewalt und intime Beziehungen

Massenvergewaltigungen wie in Ostösterreich gab es beim Einmarsch der US-Truppen in Tirol und deren Ablösung durch die französische Besatzung nicht. Sehr wohl aber unterschiedliche Formen sexueller Gewalt, wenngleich diese nicht allgegenwärtig und schrankenlos war. In seinem Lagebericht für Mai 1945 erwähnt der in der Landesverwaltung angestellte Otto Winter die Meldung einiger Vergewaltigungen durch US-Soldaten in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft.<sup>246</sup> In Telfs soll es zu drei derartigen Übergriffen gekommen sein.<sup>247</sup> Zwei Frauen aus Reutte halfen dem sechzehnjährigen Franz Lepka, kriegsfreiwilliger Reserve-Offiziersbewerber, und seinem steirischen Kameraden. Sie durften in der Waschküche eines Gasthauses übernachten. Lepka musste »tatenlos zuhören, wie diese hilfreichen Frauen von amerikanischen Soldaten vergewaltigt wurden. Ihre verzweifelten Hilfeschreie waren vergeblich, wir zwei »Gefangenen« mussten in unserem Versteck bleiben, oder waren zu feige, dieses zu verlassen, um den bedrängten Frauen in ihrer Not beizustehen«. <sup>248</sup> Rund zwei Wochen nach dem Einmarsch der US-Truppen war das Verhältnis zwischen Einheimischen und der Besatzung »ausgesprochen gut«, stellte der Innsbrucker Polizeipräsident fest, doch die zunehmenden Vergewaltigungs- und Notzuchtversuche amerikanischer Soldaten trübten das Einvernehmen.<sup>249</sup> Ein Soldat zwang eine Mutter von drei Kindern in ihrer Wohnung in Mühlau zum Beischlaf, zwei Weiße und ein Schwarzer nötigten, ebenfalls in Mühlau, drei Schwestern unter Androhung, sie zu erschießen. Die Zwillinge waren siebzehn Jahre alt, die dritte war Mutter eines einjährigen Kindes. Drei schwarze Soldaten drangen in der Egerdachstraße, ein weiterer in der Hallerstraße in Wohnungen ein.

Die dreizehn- bis achtzehnjährigen Schwestern hatten Glück und konnten fliehen, die junge Frau in der Hallerstraße blieb nicht verschont. Ihr Vater war im Nebenzimmer eingesperrt. Selbst Frauen im Pensionsalter waren nicht sicher. Ein amerikanischer Soldat vergewaltigte eine 66-Jährige in Arzl, eine Stunde später kam er wieder und wiederholte seine Gewalttat.<sup>250</sup>

Eine ganze Reihe von Meldungen betraf marokkanische Soldaten. Am Rennweg beim Hofgarten mussten zwei junge Tiroler zuschauen, wie einer der Marokkaner ihre Begleitung, eine sechzehnjährige Schülerin, zum Geschlechtsverkehr zwang. Ein zweiter Soldat hielt sie bewaffnet in Schach.<sup>251</sup> Zwei Marokkaner überfielen eine Fünfundzwanzigjährige beim Schwammerlsuchen auf der Hungerburg. Sie beraubten sie ihres Schmuckes, während einer sie festhielt und der andere sie vergewaltigte. In beiden Fällen verständigte die Innsbrucker Kriminalabteilung die französische Militärpolizei.<sup>252</sup>

Auch Kinder wurden Opfer sexueller Übergriffe. Therese war erst knapp sieben Jahre alt. Sie lebte als lediges Kind auf einem Bauernhof bei den Großeltern in Scharnitz, auch Familienmitglieder von Gauleiter Hofer waren dort während des Krieges vorübergehend einquartiert. Drei US-Soldaten befahlen ihrer Familie, das Haus zu räumen. Zuvor hatten ihre Kameraden das Haus von Thereses Großonkel in Brand gesteckt, weil Hitlerjugend Munition gebunkert hatte. In der Nachbarschaft gegenüber erschossen sie einen 19-Jährigen, weil er vor dem Haus mit einem Messer stand – er war gerade beim Feuermachen. Da war klar, »daß es die Amerikaner mit der Vertreibung aus dem Haus ernst meinten«. Ein Trick half und die Familie durfte in zwei Räumen des Hofes bleiben: Therese hatte sich krank gestellt und bitterlich geweint. Mit der Zeit ergab sich ein freundschaftliches Verhältnis zu den Soldaten, die sie mit Keksen und Schokolade überhäufte. Eines Tages verließ Therese das Haus und ging in ein nahegelegenes Wäldchen spielen. Eine Gruppe Soldaten winkte Therese zu sich und vergewaltigte sie: »Ich weinte und flehte mich endlich in Ruhe zu lassen, ich konnte vor Schmerz nicht mehr den Mund bewegen. Da hatte ein Soldat ein Messer in der Hand und kam auf mich zu, zerrte mich von den anderen weg. Ich war ein Kind, aber ich wußte, die wollen mich umbringen. Ich flehte um mein Leben. Da zog ein riesiger Dunkelhäutiger – oder kam er mir nur so riesig vor – eine Pistole, schrie den anderen etwas zu und ließ mich laufen. Er war auch einer, der sich an mir nicht vergriff.« Therese kann sich nicht mehr erinnern, wie sie wieder heimkam. Sie verkroch sich im Stall. Die Mutter missverstand das traumatisierte Mädchen, fragte sie schreiend, wo sie so lange geblieben war und schlug sie mit einem selbstgemachten Schneebesen, den sie zur Zuberei-

tung des Schweinefutters verwendete. »In ihrer Wut sah sie nicht, daß mir das Blut an den Beinen entlang lief und ich total verstört war. Ich habe von da an meine Mutter so lange sie lebte gefürchtet und verachtet. Ich hatte ihr erst verziehen, als sie im Sterben lag. Es ist nun 60 Jahre her und man möchte glauben, ein Kind vergißt. Aber mir sind noch alle Einzelheiten so in Erinnerung, als wäre es erst Monate her.«<sup>253</sup>

Frieda Pohl spricht eine weitere Form des Übergriffs an, bei der Sex und Gewalt immer ununterscheidbarer wurden. Sie beschuldigt in verächtlichem Ton junge Frauen, hinter den Amerikanern her gewesen zu sein, und gibt als Grund an: »So bekamen sie etwas zum Beißen. Da waren auch bei uns in Fließ ›Ludern‹. Aber die Not macht erfinderisch. Ich machte das nie.«<sup>254</sup> Frauen willigten ein, Nahrungsmittel, Geld und Sachgüter gegen sexuelle Handlungen zu tauschen. »Überall in Europa waren Millionen hungrige Menschen bereit, sämtliche moralischen Werte für etwas Essbares zu opfern«, schreibt der Historiker Keith Lowe über die Jahre der Anarchie nach dem Krieg. Nahrung war zu einem Machtmittel geworden.<sup>255</sup> Von diesem sozialen Elend im Land profitierten die Besatzungssoldaten, ihr Zugang



Eisenbahnviadukt Landeck, 28.5.1945: GIs schauen Oberländer Radfahrerinnen nach. Die englischsprachige Beschriftung auf der Rückseite informiert, dass Tiroler amerikanische Soldaten höhnisch davor warnten, mit einheimischen Frauen ein Verhältnis zu beginnen, da ihnen dies viel Geld kosten würde. (Foto: Franz Treffner Imst)



Die US-amerikanischen Soldaten präsentieren sich als Sieger locker und lässig. (Foto: Stadtarchiv Innsbruck)

zu materiellen Gütern verlieh ihnen Macht über Sexualität, die Anwendung direkter körperlicher Gewalt hatten sie daher in der Regel gar nicht nötig.<sup>256</sup>

Herbert Gschöpf befand sich zu Kriegsende in der Nähe von Kufstein. Am 7. Mai hielt er in seinen Aufzeichnungen fest, dass junge Tirolerinnen rasch in Kontakt mit US-amerikanischen Militärangehörigen kamen: »Ältere Leute bezeichnen das als den Gipfel der Schamlosigkeit.« Gschöpf enthielt sich jeder negativen Wertung. In Wörgl hatte er eine Liebschaft mit seiner Bridgepartnerin aus Agram (Zagreb) und er erinnerte sich nur zu gut an seine Zeit als Soldat in Frankreich,

an die vielen intimen Beziehungen zwischen Besatzern und Französisinnen. Über die Beweggründe der Männer machte er sich keine Gedanken. Für ihn war es selbstverständlich, dass Soldaten mit Frauen der besetzten Gebiete Verhältnisse hatten. Seit langem überlegte er aber, warum »die Mädchen sich den Soldaten hingeben«, obwohl sie »keineswegs leichtfertig sind«, das Paar eigentlich Feinde sein müsste und kaum drei Worte miteinander austauschen könne. Viele Dinge kämen zusammen, die den Soldaten attraktiv machen würden: »Der Zauber der Uniform, der Reiz des Fremden, das Wissen um die Gefahr, in der der Soldat war und in die er jeden Tag wieder kommen kann, der Nimbus des Siegers, auch wenn der einzelne recht wenig dazugewonnen hat, und in unserem Fall die Schokolade, die die Amerikaner in rauen Mengen haben.« Er könne verstehen, »daß sich eine Frau lieber einem Krieger hingibt, der vielleicht morgen wieder weg muß, um irgendwo im Kampf gegen Japan den Tod für irgend ein Vaterland zu finden – als einem Lohnbuchhalter mit Pensionsanspruch. Wie dem auch sei, der Kontakt zwischen den amerikanischen Soldaten und unseren Mädchen ist recht intensiv, sogar schon jetzt, wo wir noch nicht einmal Waffenstillstand haben.«<sup>257</sup>

Die Beteiligung so vieler Tirolerinnen und Tiroler am Nationalsozialismus und seiner Verbrechen, in der Heimat und an der Front, beunruhigte

nach dem Krieg Politik und Öffentlichkeit wenig. Wohl aber die gesunkene Sexualmoral einheimischer Frauen. Die Exekutive sprach vielfach von Gelegenheitsprostitution, die große Zahl weiblicher Jugendlicher, die über Gerichtsbeschluss in das Erziehungsheim St. Martin in Schwaz eingewiesen wurden, galten hingegen als Geheimprostituierte. Ganze Familien zogen Nutzen aus einer intimen Beziehung mit einem Besatzungssoldaten.<sup>258</sup> Eine Tiroler Dissertantin wollte ermittelt haben, dass es immer wieder Mütter gab, die ihre Töchter systematisch der Prostitution zuführten, damit sie Lebensmittel und Geld heimbrächten. Viele Mütter würden ihre Kinder vernachlässigen und mit ihren Verhältnissen zu ausländischen Soldaten das Familienleben zerstören. So wie jene Mutter, deren Mann in Gefangenschaft war und die vor den Augen ihrer Kinder eine intime Beziehung mit einem Marokkaner unterhielt. Ihr Sohn beschimpfte sie deshalb, die achtjährige Tochter zeige Verwahrlosungserscheinungen, sie sei frech und sittlich unsauber. Zwar quäle viele Männer zu Unrecht ein würgendes Misstrauen, aber: »Nach den Erfahrungen einer Fürsorgerin waren es viel häufiger verheiratete Frauen als junge Mädchen, die zur Besatzungsmacht gingen. So mancher Heimkehrer musste erst aus seiner Wohnung einen Nebenbuhler vertreiben.«<sup>259</sup> Die Tiroler Jugendämter nannten als Grund für Untreue und vorehelichen Geschlechtsverkehr wirtschaftliche und »seelische« Not, die ansonsten durchaus »aufrechte« Menschen an einer »ordnungsgemäßen Lebensführung« hindere: »Es ist nicht schwer auf dem rechten Weg zu bleiben, wenn Wohnung, Einkommen und Familienleben geregelt sind. Aber gerade in diesen Punkten fehlt es besonders weit und hat der Krieg unüberbrückbare Lücken gerissen.«<sup>260</sup> Der Chronist der Volksschule von Jungholz warf die rhetorische Frage auf, ob es dem Ansehen der heimischen Mädchen und Frauen diene, wenn sie so sehr mit fremden Soldaten flirten.<sup>261</sup> Der Direktor der Volksschule Weißenbach sah dies im Vergleich



Französischer Soldat und Innsbruckerinnen (Foto: Stadtarchiv Innsbruck)



Wandmalereien französischer Soldaten in ihrem Quartier im beschlagnahmten Kloster Volders (Foto: Bundesdenkmalamt Innsbruck)

dazu pragmatisch: »Die Franzosen schlossen gleich Freundschaft mit der Bevölkerung, das heißt, richtig gesagt mit der weiblichen Jugend. Vielleicht bekommt die Schule in einigen Jahren kleine Franzosen zu unterrichten.«<sup>262</sup>

Die Mehrheit der Tiroler Bevölkerung reagierte mit vehementer Ablehnung, vor allem bürgerliche und bäuerliche Kreise zeigten sich zutiefst empört. Es sei unglaublich, wie sich ehemalige Flakmädchen aufführen würden, wie sie amerikanischen Polizisten um den Hals fielen. So sei es kein Wunder, dass die Amerikaner eine so schlechte Meinung von den Innsbruckerinnen hätten. Geradezu entsetzlich war es, wie sie sich gegenüber den Marokkanern verhielten.<sup>263</sup> Anna Waldhart, eine Lehrerin aus Telfs, zitierte zwei amerikanische Soldaten, um zu unterstreichen, wie schändlich sich Tirolerinnen benahmen: »Tirol sehr schön – die Berge – alles – aber Frauen und Mädchen nicht gut!« – »Um eine Tafel Schokolade kann man die Mädchen für alles haben!«<sup>264</sup> Die Telfer Dorfchronik berichtete von Haremsweibern, die die marokkanischen Einheiten aus Vorarlberg mitgebracht hätten. Bis drei Uhr in der Früh fahre die französische Besatzung mit ihren Autos in der Marktgemeinde umher, mittendrin die Vorarlbergerinnen. Die Bevölkerung ekle sich vor ihnen. Die Marokkaner seien »ein schlimmes Volk. Rauben, stehlen, Sittlichkeit sind ihnen schwach bekannte Begriffe.«<sup>265</sup>

Anna Mutschlechner kannte viele Gerüchte und Räubergeschichten, die sie in ihr Tagebuch eintrug, vor allem, wenn es um Soldaten aus Nordafrika

ging. Im Wipptal wusste sie um fünf abgängige Mädchen, eines konnte nur mehr tot aufgefunden werden. Der Hauptmann der marokkanischen Division hätte gemeint, die Sicherheit der Frauen nur am Tag garantieren zu können, nächstens mögen sie daheimbleiben. Im städtischen Magazin, wo ein Teil der marokkanischen Truppen untergebracht war, würden, so der dortige Aufseher, täglich Vierzehn- und Fünfzehnjährige, ja sogar eine Zehnjährige zu den Schwarzen schleichen. Die Höttinger Bauern sähen allabendlich weibliche Jugendliche mit den Marokkanern in den Wald gehen. Sechs verheiratete Vorarlbergerinnen, ihre Ehemänner in Gefangenschaft, seien den marokkanischen Soldaten nachgereist. Eine blonde Flüchtlingsfrau aus Wien halte sich gleich zwei schwarze Liebhaber, der eine sei ihr Geliebter, während der andere ihre zwei Kinder hüte. Am nächsten Tag tauschten sie die Rollen.<sup>266</sup> In Landeck habe eine Villa wegen zwei amerikanischer Huren geräumt werden müssen, vom Gebäude flattere eine englische Kirchenflagge, während es im Inneren wie in einem Taubenschlag zugehe.<sup>267</sup> Selbst ein gebildeter Marokkaner mittleren Alters war sprachlos, betont Mutschlechner. Er war weit herumgereist, aber nirgendwo waren die Frauen so verkommen wie in Innsbruck. Auch der Kooperator von Amras konnte nicht helfen. Mütter pilgerten zu ihm um Rat, baten ihn, die Töchter von den Franzosen loszueisen.<sup>268</sup> Honoratioren zeigten sich besonders erbost. Primarius Mitterstiller musste ohnmächtig zusehen, wie französische Militäranghörige seine große schöne Villa in Hötting zweckentfremdeten. Wie in einem Bordell sei es zugegangen: »Es kamen Frauen aus den angesehensten Bürgerfamilien Innsbrucks zu den Fransen. Er kennt sie, nennt aber keine Namen.« Mit Hilfe eines hohen französischen Offiziers konnte der Primarius das »Nest« säubern.<sup>269</sup> Auch der ehemalige Rektor der Universität beklagte den Sittenverfall. Nicht einmal die Aufstellung einer Warntafel hätte Innsbruckerinnen daran gehindert, die französischen Gebirgsjäger aufzusuchen. Diese interessierten sich sogar für die »gar nicht sonderlich jungen« Frauen, auch wenn ihr Objekt der Begierde die »wirklich jungen Mädchen« waren, »die mit den kurzen Höschen oder Hüftenreifchen vor ihren Augen je nach Jahreszeit Tennisbälle schlugen oder Pirouetten drehten.«<sup>270</sup> Am Land, so die zeitgenössischen Beobachter, war es auch nicht besser. Pater Alberich musste sich an Rom wenden, weil die französische Besatzung den Novizentrakt und den Bernardisaal des Stiftes Stams nutzte, um »mit Weibern aus der näheren und weiteren Umgebung« zu verkehren, die kamen jeden Samstag und blieben über Nacht.<sup>271</sup> In Gschnitz trat eine Junglehrerin ihren ersten Posten als Volksschullehrerin an. Da sie mit den Franzosen geliebäugelt hätte,

sagten die Kinder, wenn sie sich einmal verspätete: »Heunt kimmt di Hur wieda a mal net.«<sup>272</sup> Um als Frau Drohbrieft zu bekommen, genügte es, in einem französischen Haushalt zu arbeiten, in Vorarlberg versuchten Männer sogar, Frauen, die sich mit einem Franzosen verlobt hatten, das Kopffhaar abzuschneiden.<sup>273</sup> Der Chronist von Imst berichtet von einem missglückten Vergewaltigungsversuch eines marokkanischen Soldaten. Sein Opfer, die »Kriegerwitwe Amalia Venier«, wusste sich zu wehren. Der Chronist, in Einklang mit der Sichtweise vieler Einheimischer, gab allerdings zu bedenken: »Schuld an solchen Vorkommnissen tragen viel Frauen und Mädchen selbst, die sich solche exotischen Soldaten sogar ins Haus laden. Frau Venier, eine achtbare Person, tat dies selbstverständlich nicht.«<sup>274</sup>

Weibliche Sexualität mit Obszönität und Schamlosigkeit in Verbindung zu bringen, war im katholisch-konservativen Land nichts Neues, die Forderung nach sexueller Reinheit war Tradition und religiöses Gebot. Gegen Französinnen kamen die männlichen Moralapostel nicht an, die »Franzosenweiber« als Huren zu beschimpfen, weil sie geschminkt waren, konnte schmerzlich ausgehen. Ein Offizier, der Deutsch verstand, ohrfeigte einen derart ausfällig gewordenen Tiroler.<sup>275</sup> Einheimischen Frauen erging es in ähnlichen Situation schlechter, noch dazu, wenn die sexuelle Gewalt Teil des Brauchtums war. Anna Mutschlechner beschreibt, wie der Krampus auf der Maria-Theresien-Straße eine junge Frau demütigte, ein Modepüppchen mit Lockenfülle, hochmodernem Hut und angemaltem Gesicht. Er verpasste ihr mit der Rute, so Mutschlechner, ein gelindes Datscherl, legte sie dann über das Knie und drosch mit der Rute fest auf ihr Hinterteil ein, weil sie sich gewehrt hatte: »Der Beifall der Zuschauer war sehr groß. Das Hütchen lag am Boden. Die Locken hingen übers Gesicht, die Toilette war in Unordnung. Für Spott war gesorgt«, stellt Mutschlechner befriedigt fest.<sup>276</sup> Christliche Sittlichkeit und bürgerliche Ordnung waren wieder gewahrt.

Die Gründe für intime Verhältnisse mit Militärangehörigen ehemals feindlicher Armeen waren auch jenseits von Armut und Bedürftigkeit vielfältig. Einheimische Frauen waren jahrelang von ihren Männern getrennt, viele weibliche Jugendliche hatten in der Kriegszeit kaum Kontakte zum anderen Geschlecht pflegen können, es gab die Aura des Siegers und die Anziehungskraft des Fremden und Exotischen. Manche Tirolerinnen stellten ihre Beziehungen demonstrativ zur Schau. Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler spricht von einer Rache an der Ideologie des Nationalsozialismus. Die Sehnsucht, ein Stück Freiheit zu leben, war es allemal. Jahr um Jahr hatte das Regime den Frauen Opfer abverlangt, den Dienst an der Heimatfront.

Sie hatten den Mann ersetzt, in der Familie, am Bauernhof, in der Fabrik und im Büro. Für viele von ihnen hatte sich mit dem Kriegsende wenig verändert. Sie mussten weiterhin überall ran. War es zuviel verlangt, nun auch für sich selbst etwas einzufordern, ein klein wenig leben zu wollen?

Im Nationalsozialismus waren Frauen für die Reinheit des Blutes zuständig, ihre Aufgabe war es, nur rassistisch wertvolle Mitglieder der Volksgemeinschaft zu heiraten, um mit ihnen viele deutschblütige Kinder zu zeugen. Blutschutzgesetze und Verordnungen zum Verbot des Umgangs mit Fremdländern bildeten den genau definierten Rahmen der rassistisch geprägten Wahl der Partnerinnen und Partner. Und nun erdreisteten sich einige Frauen, in aller Öffentlichkeit mit einem Ausländer zu flanieren, mit schwarzen und dunkelhäutigen Soldaten, ärger konnte der Bruch mit den Rassegesetzen nicht mehr vollzogen werden. War es nicht weniger eine Befreiung als eine Erniedrigung, wenn Tirolerinnen derartige Verhältnisse eingingen? Konnte dies nicht auch ein Akt der Auflehnung und der Selbstermächtigung sein, ein Schritt von der Passivität zur Aktivität im sexuellen Bereich?<sup>277</sup>

Sie wurde verspottet und als Hure beschimpft, selbst heute heiÙe es noch, da kommt die Französin. Dorfbewohner und Nachbarinnen unterschieden



Aufnahme aus der Region von St. Anton am Arlberg: »Ihr seid unsere Freunde, wir wollen Österreicher sein!« Frankreich positionierte sich als Befreier, wünschte gute Beziehungen zum Land und gab sich gegenüber Verhältnissen zwischen Tirolerinnen und französischen Soldaten tolerant. (Foto: (Foto: ECPAD/Défense Paris)

nicht einmal zwischen Frauen, die heiraten wollten und einer Frau, die sich von einem Besatzungssoldaten aushalten ließ, beschwert sich Maria, die einen Bauernsohn aus Frankreich ehelichte, mit ihren Geschwistern brechen musste und nach Paris übersiedelte. Es gab aber auch positive Beispiele, eine ganze Reihe von Paaren heiratete und ging nach Frankreich, selten blieb der Mann in Tirol so wie der algerischstämmige René-Joseph Lledot.<sup>278</sup> In der Stadt Innsbruck lag 1946 der Anteil österreichisch-französischer Verheirathungen bei rund drei Prozent aller Ehen.<sup>279</sup>

Ein Zeitzeuge aus Tösens berichtet von einer Nachbarstochter, die nach einem Verhältnis mit einem US-Soldaten einen Sohn gebar. Seine eigene Kusine brachte ein Mädchen zur Welt, der Vater war Franzose. Dies sei aber »damals kein großes Thema gewesen, genauso wenig, wie wenn sie als Kinder noch in den Jahren '46 und '48 Hitlerlieder singend durch die Straßen gerannt sind.«<sup>280</sup> Alberta Jehle betont zwar, einzelne junge Frauen in Ischgl hätten Besatzungssoldaten angehimmelt, Kinder wären aus solchen Verbindungen aber nicht entstanden, »so weit ging das nicht. Solche Freundschaften sahen die meisten Dorfbewohner nicht gerne, waren die Besatzer doch im Krieg die Feinde. Unser Vater war diesbezüglich streng. Das hätte es bei uns nicht gegeben, eine Beziehung mit einem Besatzungssoldaten zu haben.«<sup>281</sup> Moralischer Eifer konnte in abgrundtiefen Hass auf Tirolerinnen umschlagen, die eine Beziehung zu einem ausländischen Soldaten hatten, vor allem wenn er ein schwarzer Amerikaner oder Marokkaner bzw. Fran-

zose marokkanischer Herkunft war, und besonders, wenn sie schwanger wurden. Diese Haltung war häufig bei Männern anzutreffen, die von der Front oder aus der Gefangenschaft heimkehrten. Gestern waren sie noch Sieger gewesen, nun kamen sie als Verlierer in die Heimat, mit beschädigtem Selbstwertgefühl, oft traumatisiert, häufig invalide und nicht selten brutalisiert.<sup>282</sup>

Die Rede von den untreuen Frauen war ein geflügeltes Wort, die eigene Erinnerung an die vielen Liebschaften und Besuche von Wehrmachts- wie Einheimischen-



Roland Lutsen (li.) aus Dünkirchen in der Normandie heiratete eine Hopfgartnerin und blieb im Dorf. (Foto: Chronikarchiv der Marktgemeinde Hopfgarten)

bordellen in den besetzten Gebieten verblasst. Verdrängt blieben auch die massiven sexuellen Übergriffe und die vielen Vergewaltigungen durch unzählige Wehrmachtssoldaten.<sup>283</sup> Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Walther von Brauchitsch, wies im August 1940 seine Kommandeure in Frankreich an, die »Würde des deutschen Soldaten« mit strengeren Mitteln aufrechtzuerhalten. Die Landser gaben sich Ausschweifungen hin und besuchten Bordelle, feierten »Orgien« in ihren Unterkünften, sofften sich bis zum Exzess nieder, zeigten sich auf der Straße und in Fahrzeugen mit Französisinnen, unter ihnen viele Prostituierte.<sup>284</sup>

Hermann Gmeiner hatte sich von den sexuellen Handlungen und Vergewaltigungen von Wehrmichtsangehörigen abgestoßen gefühlt, sie bedrohten aus seiner Sicht die Reinheit seiner Generation im Krieg. Dora Pichler sprach in ihrer Dissertation an der Universität Innsbruck 1950 offen über Großbordelle der Wehrmacht, Vergewaltigungen und die vielen unehelichen Kinder, die Tiroler Soldaten gezeugt hatten. Nur hielt sie, ganz im Sinne der gesellschaftlichen Doppelmoral, allein den Lebenswandel der Mütter als ausschlaggebend für eine positive oder negative Entwicklung von Ehe und Kind.<sup>285</sup>

Karl Raggl, späterer Bezirksgendarmeriekommandant von Imst, erinnert sich an einen jungen feschen Offizier, Edi Gärtner aus Seefeld. Die Truppe lagerte in der ukrainischen Bergbauregion Kriwoi Rog. Gärtner nutzte die Gelegenheit, um mit einem »hübschen Russenmädchen ein Techtelmechtel anzufangen«. Es war die Zeit, in der die deutschen Besatzer viele junge, oft minderjährige sowjetische Frauen einfingen und ins Deutsche Reich zur Zwangsarbeit transportierten. Auch die junge Frau stand auf der Liste zur Zwangsrekrutierung. Edi Gärtner half ihr, sich zu verstecken, die Kameraden hielten dicht. »Für die damalige Zeit«, so Karl Raggl, »ein gewagtes Unternehmen, das wieder einmal glimpflich ausging. Ob sich das Mädchen dadurch Leid ersparte, ist eine andere Sache.«<sup>286</sup>

Die österreichischen und deutschen Soldaten hinterließen überall in Europa ihre Spuren und setzten uneheliche Kinder in die Welt. Die Folgen für die betroffenen Frauen und Kinder waren noch schrecklicher als unter umgekehrten Vorzeichen in Tirol. Die Rache der Männer war unerbittlich, ob in Norwegen oder den Niederlanden, in Frankreich, Polen und der Sowjetunion. In Dänemark kamen beinahe sechstausend Kinder mit einem eingetragenen deutschen Vater zur Welt, die realen Zahlen waren viel höher. In den Niederlanden geht man von 16.000 bis 50.000 Kindern mit Wehrmachtsvätern aus, in Frankreich von mindestens 85.000. Die Gesamtzahl

der in allen ehemals besetzten Gebieten Europas von Wehrmachtssoldaten gezeugten Kinder ist unbekannt, Schätzungen schwanken zwischen einer und zwei Millionen.<sup>287</sup>

In vielen Fällen galten die Kinder aus Beziehungen zwischen Tirolerinnen und ausländischen Soldaten als Schande, fast immer war dies der Fall, wenn der Vater nicht weiße Hautfarbe hatte. Die Gesellschaft, das Dorf, Nachbarinnen und Lehrkräfte beschimpften, denunzierten, diskriminierten und grenzten aus, verbreiteten höhnische Streuzettel und Schmähdgedichte, in denen von beschmutzter Ehre und von Vergewaltigung als gerechter Strafe für liederliches Verhalten die Rede war.<sup>288</sup> Die Mütter waren dann Soldatenbräute, Marokkaner-Flitscherln, Ami- oder Franzosen-Huren, die Kinder Mischlinge, Bastarde, Igelfresser und Negerbrut. Eine uneheliche Geburt war immer eine Schande. Wenn ein Vater seiner schwangeren Tochter die Heirat verbat, wird offensichtlich, wie sehr er die Ehe mit einem ausländischen Soldaten ablehnte. Einen Feind heirate man nicht, war seine Erklärung für die Mutter von Hildegard M., die er an einen anderen Ort verschickte.<sup>289</sup> Die Männer erkannten nur in den seltensten Fällen ihre Vaterschaft amtlich an. Manchmal war dies nicht möglich, weil die marokkanischen Soldaten bereits im September 1945 aus Tirol abgezogen waren und die Armee viele von ihnen in den nächsten Krieg geschickt hatte, nach Indochina. In der Regel verhielt sich das Gros der US-amerikanischen, französischen und marokkanischen Soldaten wie die Mehrheit der ehemaligen Angehörigen der Deutschen Wehrmacht. Sie übernahmen keine Verantwortung, ließen ihre Kinder im Stich und zahlten keine Alimente. Noch Jahre nach dem Krieg lobte das Jugendamt Landeck die Mütter mit außerehelich geborenen Kindern von Besatzungsangehörigen. Nicht nur, dass die Väter nicht für den Unterhalt ihrer Kinder aufkamen, auch die Mütter erhielten keine Fürsorgeunterstützung. Dies beweise ihre Tüchtigkeit, mit noch so widrigen Lebensumständen fertig zu werden.<sup>290</sup> Im Gegensatz zur US-amerikanischen, britischen und sowjetischen Zone gab es in der französischen eine Möglichkeit, diskret zu entbinden, so in Riedenburg bei Bregenz, wo allein zwischen April und August 1946 neunundsiebzig Kinder zur Welt kamen. Lagen »ernste Gründe« vor, das Kind nicht behalten zu können, wurden die Kinder in einer speziellen Kinderstation versorgt. In Tirol war dies das Säuglingsheim Natters. Schließlich kam das Kind nach Frankreich zur Adoption.<sup>291</sup>

Die Historikerin Silke Satjukow sieht in den Besatzungskindern nicht nur drangalierte Opfer, sie hätten allein durch ihre Gegenwart eine Herausforderung für ihre Umwelt dargestellt, bis sie schließlich zu »Medien euro-

päischer und transatlantischer Aushandlungs- und Annäherungsprozesse« geworden wären, zu »Vermittlern neuer, weltläufiger und liberaler Wertewelten« in einem Land, das von der nationalsozialistischen Rassenideologie geprägt war.<sup>292</sup> Eine derartige Interpretation versucht, Menschen nicht nur als Opfer zu sehen, sondern auch als Gestaltende ihrer eigenen Geschichte. Mit den realen Erfahrungen der betroffenen Kinder und Jugendlichen hat diese Sichtweise wenig zu tun, mit jenen von Besatzungskindern mit nicht-weißer Hautfarbe schon gar nicht. Auch als Erwachsene erlebte sich kaum jemand in dieser gesellschaftsverändernden Rolle. In den 1960er und 1970er Jahren nannte die Presse einen der besten Fußballer Österreichs Negerl und Murli. Dieser Umgang mit ihm war für Helmut Köglberger, Sohn eines schwarzen US-Soldaten in Oberösterreich, so normal und selbstverständlich, dass er ihn nicht als rassistisch einstufte.<sup>293</sup>

## WIR UND DIE ANDEREN

### Vertreibung der Deutschen

Die Gemeinde mühe sich, alle Ausländer abzuschieben, einschließlich der Reichsdeutschen, zu groß sei die Belastung für St. Ulrich am Pillersee durch die Flüchtlinge, die in den letzten Kriegsjahren zu beherbergen und zu verköstigen waren.<sup>294</sup>

Ob am Land oder in der Stadt, die Klagen waren überall dieselben. Tirol sah sich überschwemmt von Flüchtlingen, sie mussten versorgt werden, dabei hatte man selbst nicht mehr viel. Der Tiroler Kriegsofopferverband drängte sogar darauf, die Kriegsinvaliden aus anderen Bundesländern so schnell wie möglich fortzuschaffen. Sie lagen in Lazaretten, so in Seefeld und St. Johann, mussten gepflegt werden und beanspruchten Prothesen »zu Ungunsten der versehrten Landeskinder«. <sup>295</sup> Die Abschiebung der Deutschen und der »Ostarbeiter« werde dringend gewünscht, hielt Otto Winter in seinem politischen Lagebericht aus der Landesverwaltung zum Monat Mai 1945 fest. <sup>296</sup> Bis 19. Mai wurden 120 deutsche Polizisten entlassen. <sup>297</sup> Das Innsbrucker Polizeipräsidium wandte sich im Juni an die US-Militärregierung, denn jeder Reichsdeutsche sei ein Fremdkörper, »auch dann, wenn er kein Nationalsozialist ist. Außerdem wird auch in Österreich die Arbeitslosigkeit groß werden und wird nicht einmal für die Österreicher voll gesorgt werden können.« <sup>298</sup>